

Gerhard Streminger

**Der lange Schatten  
der Schwermut**

© 2025 Gerhard Streminger

Coverfoto © Helmut Ploier

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großbeersdorf

Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

ISBN Softcover: 978-3-99125-139-2

ISBN E-Book: 978-3-99125-138-5

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.





# Inhalt

<b>TEIL 1 .....</b>	<b>7</b>
Björn erzählt.....	7
II. Kapitel .....	38
III. Kapitel .....	49
IV. Kapitel .....	53
V. Kapitel .....	69
VI. Kapitel .....	88
VII. Kapitel .....	113
VIII. Kapitel .....	147
IX. Kapitel .....	152
X. Kapitel .....	168
XI. Kapitel .....	173
XII. Kapitel .....	183
XIII. Kapitel .....	207
<b>TEIL 2 .....</b>	<b>221</b>
Imke erzählt.....	221
XV. Kapitel .....	245
XVI. Kapitel .....	258

XVII. Kapitel .....	277
<b>TEIL 3 .....</b>	<b>305</b>
Björn erzählt .....	305
<b>TEIL 4 .....</b>	<b>331</b>
Die letzten Wochen .....	331

## TEIL 1

### Björn erzählt

Schwere Gewitterwolken lagen über dem Meer zwischen dem Festland und der Insel Mull. Wolfsgraue Regensegel reichten bis zur Wasseroberfläche, und aus dem Wolkenungetüm wucherten Nebelschwaden. Blitze teilten den Himmel in ungleiche Hälften, und diese Feuerschlängen schienen das Meer sekundenlang zu entflammen. Der Donnerknall und das darauffolgende Grollen verbreiteten sich im offenen Raum in alle Richtungen. In Lochaline, wo ich auf die Fähre wartete, drückte der Gewittersturm die Büsche neben mir zunächst zu Boden, nach einigen Sekunden riss er sie wieder hoch und wehte die trockenen, abgestorbenen Äste ins Hinterland. Das Zerren des Windes an Blättern und Zweigen klang wie Meeresrauschen.

Die ersten Vorboten der Gewitterfront erreichten mit unheimlicher Geschwindigkeit den kleinen Fährhafen. Als schlösse sich ein Fenster nach dem anderen, wurde es innerhalb weniger Minuten so dämmerig wie in der ersten Nachtstunde. Gewehrkugelgroße Regentropfen bohrten

sich millimetertief in den sandigen Boden und wirbelten winzige Wasserperlen und Staubpartikel hoch. Kurzzeitig verbreitete sich jener angenehme, warme Geruch von Staub, der mich entfernt an gebrauchte Jutesäcke erinnerte. Nach wenigen Minuten hatte der Regen die Luft gereinigt und fiel nun – wie aus riesigen Duschköpfen – in kleinen Schnüren aus dem Himmelsgewölbe, das wie ein gigantisches Segel oder Zeltdach knatterte.

Jene, die bereits am Ende der Betonpiste auf die Fähre gewartet hatten, rannten hektisch, zum Teil mit Kindern am Arm, vom Ufer zurück zum Vordach der Fahrkartenausgabestelle. Dort suchten sie, eng aneinandergedrängt und die Kleinen an sich gedrückt, Schutz vor dem Wolkenbruch. Als Letzte eilten Ältere mit gesenkten Köpfen von überallher dorthin. Einige Frauen hielten mit der flachen Hand ihre durchsichtigen Plastikkopftücher fest, die der böige Wind fortzuwehen drohte. Falls sie keinen Platz mehr unter dem schmalen Vordach gefunden hatten, verbargen sich die Menschen hinter ihren Schirmen, die sie, den Griff und die Schirmstange mit beiden Händen umklammernd, gegen die Wucht des Windes stemmten.

Wenig später tauchten aus dem Meeresdunkel die Lichter der Autofähre auf. Vom aufgewühlten Meer hin und her geworfen, schlingerte das Schiff zum Anlegerplatz. Unerträglich langsam senkte sich die Bordwand am Vorderdeck. Als sie endlich auf der Betonpiste zu liegen gekommen war, löste sie wegen des stürmischen Seegangs ein lautes Kratzen aus, das mich frösteln ließ. Hinter einem Vorhang aus Millionen Wassertropfen war schemenhaft ein großes schwarzes Loch zu erkennen, das langsam ein Auto nach dem anderen ausspie. Mit eingeschalteten Scheinwerfern und wild surrenden Scheibenwischern bahnten sich die Autos im Schritttempo den Weg, vom Bauch der Fähre an uns vorbei bergan zur Hauptstraße.

Nachdem alle Autos und Passagiere das Schiff verlassen hatten, hieß ein dumpfes Signal mit dem Nebelhorn die neuen Gäste an Bord willkommen. Als Erste rannten die Kinder los, von denen einige, verspielt wie kleine Welpen, trotz Donnerkrachens mit ihren Gummistiefeln in jede erreichbare Wasserpütze tappten. Dann folgten die Erwachsenen und schließlich die älteren, zumeist weißhaarige Frauen und Männer, die sich auf dem glitschigen, abschüssigen Boden gegenseitig an den Ärmeln

festklammerten. Vorsichtig, als stünden sie auf einer Eisplatte, setzten sie behutsam einen Fuß vor den anderen. Mehrere Blitze erleuchteten ihre verkrampten Gesichter. Als Letzter betrat ich das Boot, ging schnurstracks die wenigen Stufen hinab in den dämmrig beleuchteten Aufenthaltsraum und suchte mir einen Eckplatz.

Die meisten Passagiere, noch mit nassen Regenmänteln bekleidet, kramten in ihren Rucksäcken nach Tüchern, um ihre Haare oder ihr Gesicht zu trocknen. Einige suchten nach Ess- oder Trinkbarem für sich oder ihre Kinder. Während die einen – sichtlich erleichtert, vor dem fürchterlichen Wetter halbwegs geschützt zu sein – ihre Taschen durchwühlten, schauten andere mit leerem Blick aus den runden Bullaugen über die Wellen hinweg in die graue Ferne. Oder aber sie beobachteten in den schmutzigen Scheiben fasziniert die Spiegelung ihrer steinernen Gesichter. An einer winzigen Theke standen breitbeinig einige Einheimische und unterhielten sich wild gestikulierend. Sichtlich bemüht, so zu tun, als seien sie von den Wetterkapriolen unbeeindruckt, redeten sie aufeinander ein, nur unterbrochen von tiefen Schlucken aus großen Biergläsern. Trotz aller Turbulenzen

hielten einige ihre Getränke lässig in der Hand, während andere sie zurück in die runden, mit Messingringen verstärkten Vertiefungen im Tisch stellten.

Kurze Zeit, nachdem alle Autos sicher im Unterdeck des Bootes verstaut waren, legte die Fähre von Lochaline ab. Sie fuhr zunächst rückwärts, machte dann einen kleinen Bogen und steuerte schließlich den Hafen Fishnish auf Mull an. Bereits nach wenigen Minuten auf hoher See endete der Regenguss, der das Meer zum Brodeln gebracht hatte. Das, was vor Kurzem noch ein gewaltiger Wolkenbruch war, hatte sich in einen sanften Sprühregen aus fast porzellanweißen Wolken verwandelt. Aber der Wind heulte noch wie ehedem und peitschte mit dumpfem Getöse eine Riesenwelle nach der anderen gegen den Schiffsrumph, als sollte der stählerne Eindringling ein für alle Mal vertrieben werden. Während die Wassermassen gegen die Seitenwand donnerten, steuerte die Fähre immer wieder auf Wellenberge zu. Sobald das Schiff deren höchsten Punkt erreicht hatte, waren sekundenlang nur noch graue Wolken zu sehen; und wenn die Fähre anschließend wieder ächzend in die Tiefe stürzte, schien es, als existierte bloß noch Wasser. An der tiefsten Stelle im Wellental durchfuhr das Boot eine

dicke Schicht aus Meeresschaum, ehe es neuerlich auf einen Wasserbuckel zusteerte und in die Höhe gehievt wurde.

Da ich mich im finsternen Warteraum aufgrund der sich hin und her wogenden Menschenkörper bedrängt fühlte und es mir zu eng und stickig geworden war, packte ich meine Sachen. Vorsichtig stieg ich die spiegelglatten Treppen empor an Deck. Oben angekommen, drückte ich mich an die Außenwand der Kabine, neben mir eingeklemmt der Rollkoffer. Den Geigenkasten hielt ich mit beiden Händen fest umklammert.

Lautlos kräuselte sich das Kielwasser. Das Schiff zog eine weiße Schleppe hinter sich her, die an mehreren Stellen von heranrollenden Wellen durchschnitten wurde. Einige Male erfassten Windböen die Wellenkämme und bliesen Wassertröpfchen von einem Kamm zum anderen. Auf diese Weise bildeten sich mancherorts fein gesponnene schneeweisse Netze, für Augenblicke kleine Inseln der Ruhe in einem vom Sturm aufgewühlten Meer. Sekunden später rollten die nächsten Wellen heran und zerrissen diese zierlichen Gespinste aus Wasserperlen. Der Wind brachte das Schiff zwar gehörig ins Wanken,

befreite uns aber auch von der üblen, dieselgeschwängerten Luft an Deck.

Während das Schiff von Wellenbergen angezogen und wieder abgestoßen wurde, konnte man weit draußen am Horizont bereits einen Küstenstreifen der Insel erkennen. Über Mull war teilweise die Wolkendecke bereits aufgerissen, wodurch Sonnenlicht wie durch riesige Fenster in einer gotischen Kathedrale auf die Heide fiel. Da es offenbar auch dort noch heftig stürmte, huschten Sonnenfenster wie fliehende Pferde die Küste entlang. Andere Sonnenflecken hetzten unwirklich schnell die Hügel empor und verschwanden im Nichts. Als sähe ich eine gigantische Landschaftsinstallation, die von Horizont zu Horizont reicht, folgte am unteren Rand in Wellenbewegungen *ein* bewegliches Riesengemälde dem nächsten. Gebannt ließ ich dieses Naturschauspiel auf mich wirken und entdeckte an einer Stelle einen roten Omnibus. Wie sich bald herausstellen sollte, würde uns dieser zur Insel Iona bringen.

Das Anlegen der Fähre in Fishnish an der Ostküste Mulls war fast so abenteuerlich wie zuvor in Lochaline. Da wegen des hohen Seegangs die gesenkten Bordwand nicht ruhig auf der Betonpiste zu liegen kam und immer

wieder vom Meerwasser unterspült wurde, holten sich die meisten nasse Füße, als sie die Fähre verließen. Gleichwohl waren fast alle Passagiere heilfroh, nach diesem Höllenritt, der immerhin eine ganze Stunde gedauert hatte, wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren. Manche hatten sich so sehr an den schwankenden Untergrund gewöhnt, dass sie – nun irritiert von seiner Unbeweglichkeit – an Land zur Seite kippten. Die Autos plumpsten oft direkt von der gesunkenen Bordwand ins Salzwasser und wurden von hilfreichen Händen ans Ufer gezogen und geschoben. Nachdem die letzten Fahrgäste die Fähre verlassen hatten, hieß das Nebelhorn die neuen an Bord willkommen.

Die Reise durch Mull, auf zumeist einspurigen Straßen, dauerte gute drei Stunden. Diese Insel der inneren Hebriden bildete einst den geografischen Mittelpunkt Dalriadas, des ersten bedeutenden Königreichs der Kelten in Schottland. Aus Irland kommend, waren sie in den Südwesten des Landes der nicht-indoeuropäischen Pikten, der Ureinwohner Schottlands, eingewandert. Ab dem sechsten nachchristlichen Jahrhundert errichteten sie, die irischen Skoten, dort ein großes Reich, das sich allmählich nach Osten ausdehnte. Zu Beginn des elften

Jahrhunderts besiegten die Kelten die germanischen Völker, welche insbesondere den Süden und Südosten des heutigen Schottlands besiedelt hatten. Seit damals vereinte das schottische Königreich – viel deutlicher als das irische – somit keltische *und* germanische Völker.

Eingelullt von Harfenklängen aus Buslautsprechern, durchquerten wir den Südwesten von Mull. Das Zentrum der Insel ist gebirgig, mit dem knapp 1.000 Meter hohen und von der Küste steil emporragenden Ben More als höchster Erhebung. Wie die übrigen Gipfel auf Mull ist auch dieser vulkanischen Ursprungs. Im Sonnenlicht glänzte einer der Bergkegel, von Nebelschwaden umhüllt, in einem strahlenden Glasblau. Vom Busfenster aus waren zwei enge Seitentäler zu sehen, die den steinernen Koloss umschlossen wie der Zeige- und der kleine Finger einer Hand. Um besser sehen zu können, drückte ich mein Gesicht ans Fenster – ein kindliches Verhalten, das meinen Sitznachbarn offensichtlich ermunterte, mich anzusprechen.

»Wenn man diese schmalen Nebentäler entlang geht«, sagte er plötzlich mit breitem schottischem Akzent, ebenfalls nach vorne gebeugt und mit dem Zeigefinger in Richtung Ben More weisend, »dann steht man nach eini-

gen hundert Metern vor einer Steilwand, der *dragon wall*, wie wir Einheimische sie nennen. Pflanzen können dort nur noch in kleinen Felsritzen gedeihen, sofern der Wind Erde dorthin geweht hatte. In diesem rauen Gebiet leben Goldene Adler und angeblich sogar einige Schneemoorhühner, die wie Ringelnattern einen orangen Fleck am Kopf haben sollen. Aber das habe ich nur gehört.«

»Waren Sie oft dort?«, fragte ich, immer noch überrascht über die spontane Gesprächigkeit meines Sitznachbarn.

»Nein, nur als Kind einmal mit meinem Vater. Aber ich erinnere mich noch lebhaft. Da wir unsere Handschuhe vergessen hatten, hauchte ich wegen der Kälte immer wieder in die Hohlräume meiner zu Fäusten geballten Hände. Heute wohne ich an der Küste und fühle mich dieser und den dahinterliegenden Hügeln verbunden. Berge sind mir unheimlich. Denn im Gegensatz zu Hügeln sieht man bei Gebirgen den Weg zur Spitze zumeist nicht, was mich verunsichert. Wer einmal darauf achtet, entdeckt übrigens auf kleineren Erhebungen nicht selten alte Pfade. Früher ging oder ritt man die Hügel entlang, fast immer einer alten Viehtrift folgend, da die Täler versumpft und daher unpassierbar waren. Außerdem konnte

man sich von dort oben einen besseren Überblick verschaffen.«

Den Rest der Reise schwieg mein Sitznachbar beharrlich. Sein Atem roch nicht unangenehm nach nasser Asche, seine Hände waren suppentellergroß und so muskulös, wie sie fast nur hart arbeitenden Handwerkern eigen sind. Nach unserem kurzen Gespräch drückte auch ich mich wieder entspannt in den bequemen Sitz. Doch schon wenig später schnellte ich innerlich erneut hoch. Denn nach einer engen Straßenkurve war durch eine Wolkenlücke hindurch plötzlich ein Berggipfel zu sehen, der erhaben wie ein Riesenballon in der Luft zu schweben schien. Berge bilden nicht nur für viele an Weite und Offenheit gewöhlte Küstenbewohner ein unüberwindbares Hindernis, sondern sie bedeuten auch für zahlreiche regenschwere Wolken ihr Ende. Luftströmungen, wenn sie nach oben gedrückt werden, erkalten und regnen ab. Deshalb entsprangen auch im Gebiet um Ben More zahlreiche kleine Gewässer. Vom Fuß dieser Berge bis zur ausgefransten Küste Mulls sah ich einige Moore, die weder Wasser noch Land waren, echte Wildnis also. Dort kann ein Fehltritt den Tod bedeuten, weshalb viele auch Moore fürchten und sie als *schaurig* erleben. Selbst am

helllichten Tag empfand ich aus sicherer Busfensterperspektive einen größeren Moortümpel, dessen grüne Oberfläche dank des Windes gemasert war und wo Baumgerippe aus dem Wasser ragten, als unheimlich. In der keltischen Mythologie gelten Moore indes auch als heilige Orte, als Tore in eine unberührte Wildnis, in eine Anderswelt.

Von einigen Hangschultern der Felswände stürzten kleinere Wasserfälle in die Tiefe. Diese waren oft von einem feinen Gespinst aus milchglastrübem Nebel umhüllt, der wie ein Brautschleier zumeist den untersten Teil des Wasserfalls verbarg. Später wurde mir erzählt, dass dann, wenn ein Sturm in Orkanstärke über die Heide fegt, ein Teil des Wassers – gleich, nachdem es über die Felsen gestürzt ist – als Sprühregenwolke gen Himmel schwebt. Wenn der Sturm hingegen nicht zu stark ist, wiegen sich in der bewegten Luft herabstürzende Wasserfontänen wie Weiden.

Schafwiesen reichten weit hinauf zu den Hügelkämmen. Zwischen Heideflächen und Talsenken wirkten diese Matten wie gewaltige grüne Leintücher, die Riesen dorthin gezogen hatten. Schwarzkopfschafe bevölkerten zu Zehntausenden diese Hänge und belebten als weiße

Farbtupfer die Landschaft. Nach etwa zwei Stunden Fahrt machten wir gezwungenermaßen einen längeren Halt: Eine Schafherde wurde von drei *Border Collies* unter dem Kommando eines pfeifenden Hirten über eine Brücke von einem Berghang zum gegenüberliegenden getrieben. Zunächst flitzten, krochen und schllichen die Hunde in einem großen Bogen hinter die Schafe, trieben sie zu einem Haufen zusammen und anschließend vor sich her. Unwillige oder zu Tode Geängstigte wurden von den Hütehunden mit den Blicken gebannt und auf diese Weise gefügig gemacht.

Ehrfürchtig still geworden ob dieses Schauspiels von Mensch und Tier, passierten wir verlassene Steinbrücken, die sich wie der Rücken einer Katze wölbten und von keinem Verkehr mehr belästigt wurden. Mit den Steinbögen als Lider schienen riesige Augen aus der Tiefe in die Landschaft zu starren. Als der Bus an einer dieser Steinbrücken vorbeifuhr, flogen Schwalben kreischend unter sie hindurch, wobei ihre Bäuche weiß aufblitzten. Im Zickzack-Flug zersichelten sie die Luft,

Zuweilen führte die Straße an glasklaren Bächen vorbei. Floss das Wasser über große Felsplatten, so strömte es oft Dutzende Meter weit ganz ruhig dahin und

selbst winzige Kieselsteine waren wie durch ein Vergrößerungsglas zu sehen. Dann wieder sprudelte das Wasser unruhig über Felsen und drängte sich an großen Steinen und kleinen Flussinseln vorbei. Gelegentlich schoss es auf seinem Weg ins Tal über Stromschnellen in kleine Tosbecken. Seit Kindertagen hatte ich derartige Wasserbecken nicht mehr gesehen, aus denen zu meiner großen Faszination immer wieder Basstöne zu hören gewesen waren. Wo früher einmal der Fluss nahe unserem Haus in Schleswig-Holstein sich über Stromschnellen hinweg den Weg zum Meer bahnte, stehen heute Schleusen, die sich bei Bedarf wie ein riesiges Maul aus Beton öffnen, auf dessen Zunge ein Lastenkahn schwimmt. In meiner Jugend war ich oft neben dem Fluss in der Wiese gelegen, hatte den Zug der Wolken beobachtet und davon geträumt, einmal mit meiner Geige auf einer großen Bühne zu stehen und für mein Spiel allseits Beifall zu ernten.

Sobald die hügelige Gegend den Blick auf die Küste freigab, waren viele kleine und kleinste Inseln sowie da und dort Segelboote zu erkennen. Eines der riesigen Segeltücher war schwarz gefärbt, und die Möwen, die das Boot begleiteten, ließen mich an Schneeflocken den-